

geben, daß er sich nicht vom Erfolg (seine Bücher liegen bereits in der vierten Auflage vor) entwurzeln und aus seinem weise selbstgewählten Muß heraustreiben läßt, daß er ein Meister der Beschränkung bleiben wird, anstatt im Fremden zu dilettieren.

Anselma Heine

### Ein Roman des Blutes

Sto Alfcher, ein junger deutscher ungarländischer Dichter, ist zuerst mit dem Roman: „Ich bin ein Flüchtling“ hervorgetreten, darin das Schicksal eines ganzen Volkes, der Zigeuner, ergreifend dargestellt war. Es war das Buch eines liebevollen Herzens: armer, verfolgter und verachteter Menschen nahm sich ein Dichter in Liebe an und wir lernten die naturhafte Stille, die dunkle Melancholie, die reine Kraft eines Volkes kennen, dessen unbekümmert hinlebender Art man eine Herkunft von alten indischen Rassen wohl glauben darf. Im südlichen Siebenbürgen, nahe der rumänischen Grenze, und in der weiten Landschaft des Alfölds sahen wir seine Gestalten. Berge ragen dort alpenhaft und reich umwaldet, tiefe grüne Forste mit moosiger Erde, oft dem Urwald ähnlich, strecken sich hin, es strömt die Donau breit ihren Alterslauf und die Dörfer liegen mit wenig Häusern primitiven Baues verstreut in den Gefilden. Wir sahen die Pusta, deren Eintönigkeit im leisen Gesange der Mädchen am tiefsten bewegt, des unendlichen Himmels wurden wir inne und der Gewalt und der Tiefe der Menschenseele; aber das Schönste war das Feuer, bei dessen Schein die abendlichen Gespräche beginnen, das die wilden, bärtigen Gesichter bestrahlt und weit hinausglüht in das nächtlich gelagerte Land.

Es war ein elegisches Buch, ein schicksalbetrauerndes; aber die leise und ergebene Schwermut konnte das ganze Wesen des Volkes nicht sein, das wir in Wildheit

und Feuer eher zu kennen glaubten. Die Heimatlosen klagen ihr Los nicht an, sie wollen es selbst: denn ihrer waltet treibender Drang des Blutes. Der müde Blick der still Hinwandernden hat tief in sich düstere Glut und in der Entschlossenheit kann er flammen. Die Leidenschaft, die ruhende Urkraft dieser Menschen war uns nicht gewiesen worden, als wir von den Flüchtlingen vernahmen. Aber nun löst der Dichter ein, was ungegeben geblieben war. Sein neuer Roman: „Gogan und das Tier“ (bei S. Fischer in Berlin erschienen) ist ein Buch der Leidenschaft geworden; ihre Gewalt und Entflammtheit, ihre Bezwingung und Beherrschung stellt es dar.

Im Vorwurf berührt es sich mit dem jüngst erschienenen Roman: „Das Ruckuckskind“ von Emil Scholl. Eine junge Gräfin wird auf einsamer Jagd von einem Zigeuner überfallen und zu seinem Willen gezwungen. Das Schicksal des Kindes bildet den Inhalt des Buches: Das Erwachen des väterlichen Blutes in ihm, das sich in plötzlichen Entflammungen kundgibt, in anspringenden Gelüsten, einer Sehnsucht nach der Ferne, einer Entladung körperlicher Kräfte, ihrem Ausstoben auf weiten Ritten oder Wanderungen. Dann erschrickt der Knabe wohl vor sich selbst, der dunklen Gewalt in seinem Blute, die ihn treibt, und er muß sich „Gogan“ nennen, das ist der Name der Zigeuner, der Georg entspricht. Das Tier in ihm, das ist sein Blut; und der Kampf mit seinem Blute spielt sich wie ein ungeheures Ringen vor uns ab. Als reifer Mensch lernt Gogan seine Mutter kennen, erfährt das Geheimnis seiner Geburt; er wähnt, die Mutter habe sich freien Willens dem Manne hingegen, und liebt sie um so mehr für ihre Tat. Erst als er hört, daß sie gezwungen war, bricht er innerlich zusammen; und nun wird sein Blut frei, strömt es als Rache hin, besitzt ihn nur eine Begierde, den Mann zu suchen, dessen Sohn er

ward, und ihn zu töten. Dieses Dahinstürmen des Rächenden ist nicht ohne Grandiosität, die stärksten Spannungen des Romans werden hier erreicht, der letzte und entscheidende Waffengang wird jetzt geführt. Über das Blut der Mutter siegt; Gogan sieht seinen Vater, einen alten Wanderszigeuner, „und in diesem Gesicht lag wie in allen anderen der Rasse seltsame Verlorenheit, der Selbstwille des Glends . . . jenes wirre Suchen, das dem ganzen Volke die Verachtung all derer eingebracht, deren Augen ihre Kraft nur durch das Ziel finden.“ Gogan vermag den Revolver nicht loszudrücken. Abends geht er zu den Zelten der Zigeuner, tritt ein und fragt die Männer um ihr Leben; und auch ihn, den er töten wollte, und während Gogan mit anderen spricht, ist der Alte eingeschlafen „mit hängender Pfeife, hängenden Zügen, wie ein Tier schläft, das keine Ruhe kennt, nur Schlaf und Bewegung. Dessen ganzes Sein zusammensinkt, sobald es nicht mehr durch die Notwendigkeit der Verteidigung und des Kampfes aufrecht erhalten bleibt. Und Gogan sah lange den an, der ihm Vater war“. Auf das Gut kehrt er dann heim, das ihm die Mutter zu eigen gegeben hatte, da wird der Unstete Wurzel schlagen und ob ihn auch noch so oft Sehnsucht in die Ferne drängen mag, hierher wird er wiederkehren, sein Blut wird leiser sein, die Erde, auf der er lebt und waltet, wird ihn dereinst in sich aufnehmen und für immer halten.

Otto Mächer hat mit diesem Buche nicht nur das Problem des Volkes, das ihm am Herzen liegt, von einer neuen Seite zeigen wollen, sondern auch sich selbst und seine Kunst. Er wollte sehen lassen, daß er auch über anderes gebiete, als über die Landschaft und das Leiden, über Armut und Verlorenheit. Es verlockte ihn, fremde Kreise zu schildern und er wählte eine Gräfin zur Trägerin des Schicksals. Hätte er ein armes Mädchen — etwa jene Magd, die

das Buch so schön einleitet — dafür ausersuchen, er hätte ein reineres Kunstwerk gewonnen. Denn dies mußte ihn verwirren, die Komposition schloß sich nicht immer gut zusammen und auch die Sprache versagte sich oft. Er erging sich in zu langen Beschreibungen einzelner Szenen, so der Jagden, und ließ die Handlung in manchen Kapiteln ganz fallen; wenn er sie im nächsten aufnahm, so ward es gewaltsam oder sprunghaft und die Dichtung mußte darunter leiden. Doch ist auch hier Fülle des Schönen: etwa diese wunderbare Schilderung der abendlichen Dufsta: „Sie lag grenzenlos gebreitet und leuchtete bis in ihre fernsten Fernen vom Golde des Herbstes und der Sonne. Vorne scharten sich die wehenden Fahnen der Maisfelder, dann das Grün der Wiesensenkung und links ein Weinberg, aus dem Rufe und Vogelklappern herüberklangen. Weit drüben schon die dünne lichtdurchsetzte Gruppe eines Akazienhaines und ferne, ganz ferne das ungewisse, fahle Zittern über Stoppelfelder . . . Nur daß da und dort eine Rauchwolke über einer Senkung stand, der lange Weiser eines Schwengelbrunnens aus der Heide stak, einer Lanya einsames Dach herüberschaute, oder eine Flucht niederen Gestrüppes, einen Wasserlauf begleitend sichtbar ward.“ Oder die Beschreibung des finsternen Dorfes Latongafalu, in dessen Mitte eine tiefe Schlucht klast, in die jedes Jahr, wenn die Herbstregen kommen, eine Hütte hinabstürzt; oder die alte Zigeunerin auf dem Kastell oder der Überfall des Zigeuners auf die Gräfin und wie diese ihren Hund erschießt, weil er ihr nicht zu Hilfe gekommen war. Auch im Sinne des Dichters ist dieser Roman ein Buch der Kraft; einer nicht ganz entfaltetem freilich, auch noch nicht gut und sicher sich bewegenden, doch einer bedeutenden, reich im lebendigen Leben und in der lebendigen Seele verwurzelten. Hierauf aber kommt es an: nicht daß die Phantasie besteht, sondern daß sie stetig genährt und wachgehalten

wird, und dazu fließen dem Dichter Lebens-  
quell und Latenstrom.

Felix Braun

### Season in London

Wie im Mythos die Götter zu den Gläubigen herabsteigen, so pflegt in England alljährlich die „Society“ unter dem Volke zu wandeln. Zwischen Epsom und Ascot, jenen Rennen, zu welchen der Coster neben dem König fährt, fällt diese Zeit des Umhertwandelns, die als Londoner Season ebenso in den Romanen *Distraels* wie heute tagtäglich in Dutzenden von Spalten der Tagespresse beschrieben wird. Millionen freuen sich in jedem Jahr, daß einige Tausende genießen können, Gevatter Schneider und Handschuhmacher verschlingen jeden Ballbericht, als seien diese Pluto-Aristokraten ihre eigenen Kinder, und alle Welt scheint plötzlich zu wissen, wozu sie lebt und wofür sie arbeitet. Vom Hausagenten bis zum Kollkutscher ist alles in Eile und Tätigkeit, von der Tischkarte bis zum Teppichreiniger alles in Nachfrage. Kurz, wer die Season mit allen ihren Freuden in einem raschen Zuge kosten will, der nehme die Arbeitsstatistik zur Hand und er wird finden, wie hier die Kurve der Arbeitslosigkeit plötzlich sinkt und wie alles sich zum Ganzen webt vom Bergolder bis zum Pastetenbäcker.

Hat es jemals solche neidlose Freude in der Welt gegeben? Solchen Stolz auf den maßlosen Reichtum anderer, solche Bewunderung des grenzenlosen Luxus? In den Slums und Suburbs, wo die Armen im Beutel und im Geiste wohnen, liegen in der Lat die Fundamente der englischen „Society“, unerschütterlich und felsfest. Für die Browns in Stepney und die Smiths in Surbiton ist die Season eine Zeit der Offenbarung, eine Zeit der atemlosen Anbetung. Im Winter thront die „Society“ den Augen der Menge halben-trückt auf der „Plattform“ großer Volksversammlungen, ein goldner Hintergrund

für den Ehrgeiz beredter Barristers, — oder sie weilt völlig unsichtbar in allen Weltwinkeln. Wohl leiht die Presse der erdenschweren Phantasie des Inselvolkes Flügel. Sie berichtet von den herkulischen Laten der „big game hunters“ in Zentralafrika und Indien und im Divorce Court erscheinen lächelnd Ares, Hephäst und Aphrodite. Aus Sport und Skandal fügt die „Society Novel“ ihren Helden zusammen, „The long man with the short epigram“, der von Grazien und Amazonen umgebene Übermensch für Suburbans.

In Wirklichkeit mag sich das Verhältnis zuweilen umkehren. Indessen wer lernt schließlich diese Wirklichkeit kennen. Nicht jeder vermag sich auf Forum oder Bazar unentbehrlich zu machen, nicht jeder kann Rennpferde oder Yachten laufen lassen oder zwölf Dörfer zwei Jahre lang mit „Beef and Jelly“ füttern, um schließlich ins Parlament und von da aus in die „Society“ zu gelangen. Wohl fließen für Augenblicke während der Season — bei den Rennen zu Ascot und Epsom und bei der Regatta zu Henley — Volk und Gesellschaft ineinander über, wohl gelangen Tausende zu den Garden Parties und Riesenbällen, aber der innerste Sinn all dieses Treibens bleibt ihnen verschlossen, und in ehrfürchtigem Staunen sehen sie nur, wie die Castlereaghs und Cassillis, die Somersets und Bathursts und Arans in Kostümen aus den Tagen Nelsons und Umacks, Beau Brummels und Paganinis als ihre eigenen Vorfahren tanzen.

Eine Art ernerischen Instinktes treibt hier die britische Oligarchie zur Exhibition vor Tausenden. Wo liegt schließlich der Unterschied zwischen den Passionsspielen von Oberammergau und dem Army Pageant von Olympia oder dem Hundred Years Ago Ball in der Albert Hall? Sicherlich nicht in der Menge von Amerikanern, die sich dort mit der Betrachtung der Heiligen, hier mit der der Gentleman die Stunden kürzen. Es ist gerade diese Amerikanisierung der englischen Gesellschaft, welche